

# Die Suche nach dem Ursprung

Autor(en): **Fatzer, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **76 (2001)**

PDF erstellt am: **20.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-698822>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Die Suche nach dem Ursprung**

«Wer ist diese elegante junge Frau, die auf der Terrasse des Hôtel 'Crillon' über der 'Place de la Concorde' in Paris ein Abendkleid von Jacques Heim mit so viel Charme zeigt? – Eine Schweizer Pfarrerstochter: Barbara Brändli.» So provozierend überschrieb die «Sie und Er» ihr Titelblatt vom 17. Mai 1956<sup>1</sup>. In rosa Satin, langen weissen Handschuhen und mit einem kecken Blick zum Fotografen hin präsentiert sich die junge Frau ohne Scheu auf der Frontseite der Illustrierten. Sie hatte es geschafft – das kleine Dorf Basadingen zu verlassen und jetzt in der Modestadt Paris zu leben, wo sie auf dem besten Weg war, eine Karriere als Modell einzuschlagen. Und tatsächlich, es ging ein Raunen durch die Thurgauer Pfarrhäuser von damals: wie konnte der Vater, Hans Brändli, seine noch nicht zwanzigjährige Tochter so allein nach Paris gehen lassen?

Es war damals schon so: was sich Barbara Brändli in den Kopf gesetzt hat, das versucht sie auch zu erreichen. Ihr Vater kannte sie gut genug und hatte Vertrauen in sie, dass sie ihren Weg schon machte. Eigentlich

---

<sup>1</sup> «Barbara Brändli – vom Pfarrhaus zu Basadingen auf die Dächer von Montmartre», von Marcel Pobé.



Barbara Brändli 1956 in Paris.

war es der Tanz, der sie nach Paris gelockt hatte. Sie wollte sich dort eine bessere Ballettausbildung aneignen, als das zuhause möglich war. Aber schon bald musste sie feststellen, dass sie für eine Tanzkarriere zu spät dran war. Realistisch wie sie auch ist, begrub sie ihren Traum vom Tanz. Ihr frisches, ungekünsteltes Auftreten ohne Starallüren fiel aber in der damaligen Modewelt auf. Das Mädchen vom Land unterschied sich von den Pariser Mannequins durch ihren natürlichen Charme. Darum stand sie für Zeichner und Fotografen Modell, die in den führenden Zeitschriften so die neuesten Frisuren und Entwürfe der Modedesigner veröffentlichten. So sehr ihr dieses Leben im Scheinwerferlicht zusagte, so machte sich Barbara Brändli nichts vor: das war kein Beruf auf Dauer. Sie begann sich für das Fotografieren zu interessieren. Durch Freunde, die sie ablichteten, wurde sie in die Grundkenntnisse eingeführt.

### **Ausreise nach Caracas**

Aber dann lernte sie Augusto Tobito kennen, einen Architekten venezuelischer Herkunft, der bei Le Corbusier eine Assistenzstelle hatte. Nach ihrer Heirat und der Geburt der Tochter Karydi (sie ist 1957 in Frauenfeld geboren) wurde Tobito an die Zentraluniversität von Caracas berufen. Dass hiess für Barbara, die Koffer packen und sich in einem völlig un-

#### **Ein Leben zwischen Stadt und Land**

Barbara Brändli ist 1932 in Schaffhausen geboren, die Schulen hat sie in Basadingen und Diessenhofen besucht. Ballettstudium in Genf und Zürich, dann von 1951 bis 1956 in Paris. Um ihren Unterhalt zu verdienen, arbeitet sie als Modell in der Modebranche. 1957 Heirat mit Augusto Tobito, Tochter Karydi kommt zur Welt.

1959 Ausreise mit ihrer Familie nach Caracas. Im Selbststudium eignet sie sich weitere Kenntnisse im Fotografieren an, organisiert ihre Fahrten in den Süden von Venezuela. 1962 erste Ausstellung im Museo de Bellas Artes in Caracas. Längere Auftragsarbeit über das Leben der Yekuana, wie auch über die Sanemá und Yanomami am oberen Orinokolauf.

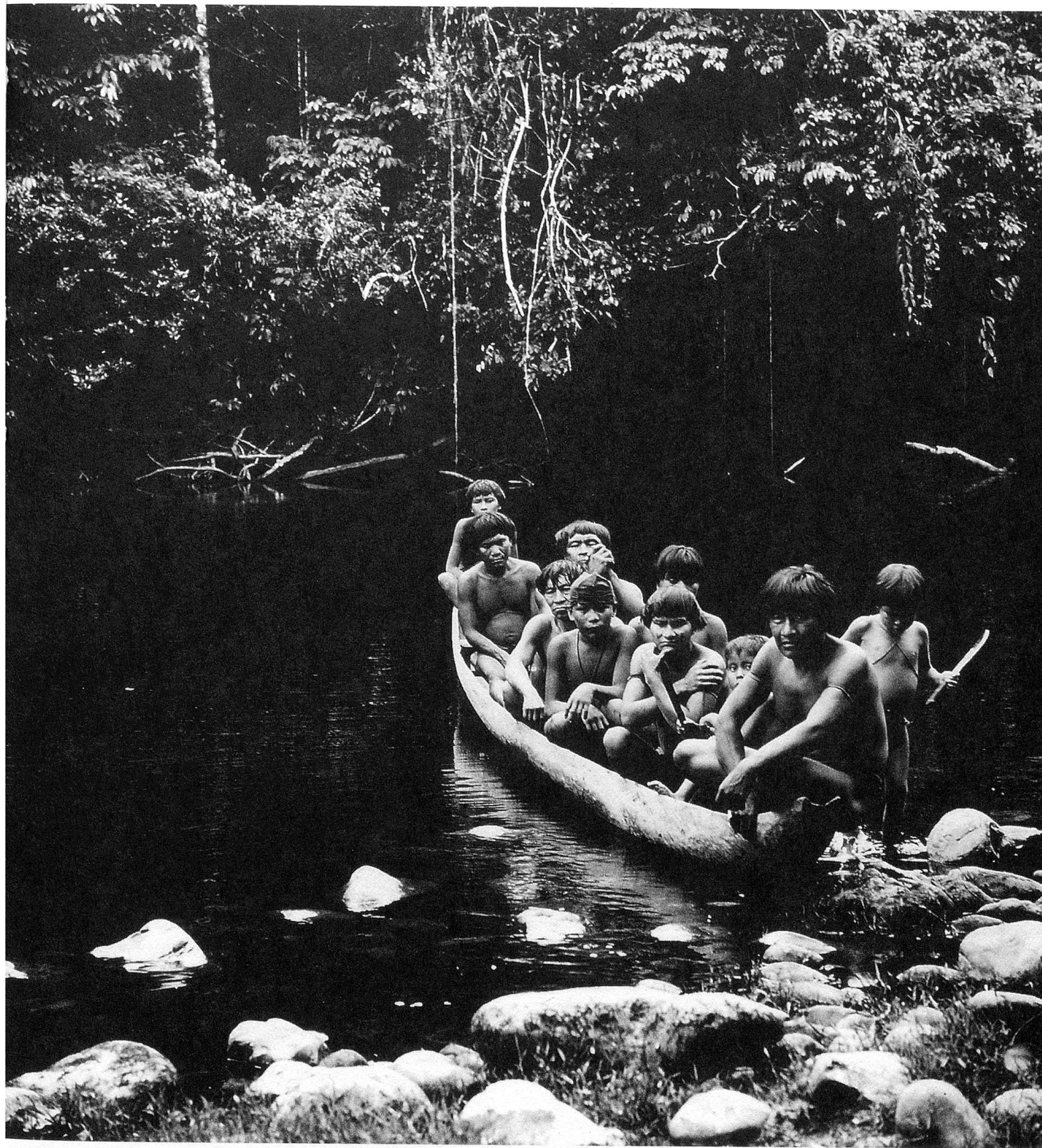
Laufend Fotobeiträge in verschiedenen Publikationen, bis heute auch Mitarbeit an Künstlerkatalogen.

Auszeichnungen wie der Preis für das beste Buch der Biblioteca Nacional 1980 und den Premio Nacional de Fotografía von Venezuela 1994 für ihr Gesamtwerk.

Ausstellung 1999 Corp Group Centro Cultural, Caracas «Inventores de la Selva»; in der Schweiz 2000 «La Brega – Alltag in den Anden», in der Schweizerischen Stiftung für Photographie, Zürich, und im Begegnungszentrum Gublerhaus in Weinfelden.

Schweizer Fernsehen DRS, 3. August 2000: in der Sendung «Fernweh» ein Porträt über sie.





Eine Gruppe Sanemá kehrt nach der Jagd zurück in ihr Dorf.

bekannten Land ohne Spanischkenntnisse niederzulassen. Auch wenn sich damals die venezuelische Metropole dank dem Ölboom ein grossstädtisches Aussehen verschaffte, bewirkte bei ihr der Umzug nach acht Jahren in Paris einen Kulturschock. Dafür rückte etwas anderes in greifbare Nähe. Schon früh hatte sie sich für das Leben der «Indianer» interessiert. Soviel wusste sie denn auch, dass es im Süden von Venezuela noch Ethnien geben sollte, die bis vor kurzem kaum mit der Aussenwelt in Kontakt gekommen waren. Ihre Abenteuerlust war geweckt.

Zusammen mit ihrer Freundin, der Fotografin Ata Kando, machte sie sich eines Tages im VW auf, über Puerto la Cruz südostwärts zu fahren: «Wie oft standen wir an Flussufern, luden unser gesamtes Gepäck vom Wagen, fuhren durch das Wasser hinüber und trugen dann watend alle Gepäckstücke nach. Oder dann plötzlich der Schrei Atas: 'Zu Hilfe. Eine Schlange!' Tatsächlich klapperte vor ihren Füßen eine Cascabel, eine Klapperschlange – bis Louis (unser Führer) ihr mit einem Hieb der Machete den Garaus machte. Dann wieder ging es nur im Schrittempo vorwärts, in glühendem Sonnenglast. Oder dann führte die Fahrt kilometerweit durch Sandwüsten. Schliesslich kamen wir in Los Patillos (Estado Anzoátegui) an, unserem Etappenziel, wo wir endlich unseren Durst löschen und in einem kleinen Haus übernachten konnten<sup>2</sup>.» Die Fahrt geht weiter bis zur Stadt Ciudad Bolívar am Orinoko. Sie trifft auf dieser Reisen zum ersten Mal auf die ursprüngliche Bevölkerung Venezuelas, es gibt auch Versuche, diese abenteuerliche Fahrt fotografisch zu dokumentieren. Sie begegnet dem Anthropologen Daniel Barandiaran, der ihr weitere Kontakte im Urwaldgebiet des Staates<sup>3</sup> Amazonas vermittelt. Hier trifft sie auf die Yekuana, die bis heute weitgehend Selbstversorger sind. Sie pflanzen die Gemüsebanane an, gehen auf die Jagd und leben auch vom Fischfang. Ihre Behausungen, die sie alle paar Jahre wieder an einer anderen Stelle aufbauen, erstellen sie aus den natürlichen Rohstoffen, die der Regenwald anbietet. Von hier bringt Barbara Brändli die ersten Fotos mit, die sie ausstellen kann. Nun ist auch das Interesse in der Hauptstadt geweckt, was ihr den Auftrag<sup>4</sup> ein-

---

<sup>2</sup> Redaktionell bearbeiteter Artikel «Traumreise in die Wildnis» von Barbara Brändli in der «Sie und Er», 30. 7. 1964

<sup>3</sup> Venezuela kennt ein ähnliches Staatensystem wie die Schweiz, es gibt 23 *estados* unterschiedlicher Grössen mit einer gewissen Selbstverwaltung.

<sup>4</sup> Vom Latin American Center der Universität Los Angeles, USA, von 1966–1968.





Portät eines Kindes der Yekuana.

bringt, das Leben der Menschen im Urwald zu dokumentieren. Von 1964 bis 1968 verbringt sie immer wieder ein paar Wochen bei den Sanemá und Yekuana, lernt ihre Sprache, ihre Lebensweise kennen, für welche, wie den heute bekannteren Yanomami im Grenzbereich zu Brasilien, Zivilgüter wie Kleider und Gewehre, aber auch europäische Krankheiten unbekannt waren. Der Zugang zu ihnen ist beschwerlich, es gibt bis heute ganz im Süden von Venezuela keine Strassen, man gelangt nur mit kleinen Buschflugzeugen in den Urwald hinein und über die Flussläufe in die Dörfer<sup>5</sup>.

### **Das Leben im Urwald**

Eine völlig neue Welt tat sich hier für Barbara Brändli auf. Sie konnte eine menschliche Gemeinschaft beobachten, die zwar ein hartes, aber bis anhin selbstbestimmtes Leben führte, ohne allen zivilisatorischen Ballast. Deren Vorstellungen über ihre Herkunft, den Kosmos, ihre Mythen verbanden sich mit ihren Tätigkeiten im Alltag. Sie hatten über die Jahrhunderte eine Strategie entwickelt, die ihnen erlaubte zu überleben, ohne Handel und Aussenkontakte mit der kolonialisierten und missionierten Gesellschaft. Barbara Brändli erkannte aber auch, dass es sich nicht aufhalten liess, dass diese an die Natur angepasste Lebensweise ungestört weitergeführt werden konnte, der Druck aus der übrigen Gesellschaft auf die Gebiete mit noch ungehobenen Rohstoffen wuchs. So sah sie es als ihre Aufgabe an, wenigstens über Bild und Ton zu dokumentieren, was an ursprünglicher Lebensweise hier noch fassbar war. Es war auch für sie eine harte Arbeit, im feuchtwarmen Urwald und Verzicht auf alle selbstverständlichen Bequemlichkeiten ihres sonstigen Lebens auszuharren. Mit ihrer Einfühlsamkeit und ihrer respektvollen Annäherung gelang es ihr, ein differenziertes Bild einer Gesellschaft zu vermitteln, um Verständnis für sie zu wecken. In ihren Porträts kommen die Persönlichkeiten, die individuellen Züge zum Vorschein, deren Eigenständigkeit und Schönheit, es gibt eine Nähe, die nur entstehen kann, weil die Fotografin eine andere Verbindung zu den Dargestellten hatte als nur über ihre Kamera. Das ist denn auch ihr

---

<sup>5</sup> Mit Pirogen ist auch Alexander von Humboldt bereits 1800 bis in den oberen Orinokolauf vorgedrungen: «Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents», Stuttgart 1859.

Sanemá-Kinder in ihren Hängematten.





Credo: «Bevor ich die Kamera in die Hand nehme, suche ich den Kontakt zu den Menschen. Mir ist wichtig, in gutem Einvernehmen mit ihnen zu sein. Wenn eine Fotografie nicht in Freundschaft gemacht werden kann, dann kommt es für mich nicht in Frage.» Dann aber entsteht alles aus dem Moment heraus, keine ihrer Szenen ist gestellt, was sie festhält, ist unwiederbringlich. Und doch wirken die Menschen auf ihren Schwarzweiss-Fotografien wie zeitlos: sie zeichnet ein gültiges Bild der menschlichen Einmaligkeit in ihrer Vielfalt. Das ist wohl das Geheimnis, dass ihre Fotografien einen solch unauslöschbaren Eindruck hinterlassen.

### **Landwirtschaft auf 3000 Meter Höhe**

Die jahrelange, aufwändige Arbeit hat Barbara Brändli nicht nur in Ausstellungen und Fachzeitschriften ausgewertet, sie versuchte, Bilder wie aufgezeichnete Erklärungen zum täglichen Leben, über die Bewirtschaftung im Urwald, über den Schamanismus und die religiösen Vorstellungen in einem Buch zu publizieren<sup>6</sup>, musste dafür aber einige Jahre warten, weil die Finanzierung nicht gesichert war, ein Problem, dass sich in den letzten Jahren noch verstärkt hat: es wird immer schwieriger, Geld für solche Projekte im Land selbst zu bekommen. Mit diesen Bildern aus dem südlichen Regenwald hatte sich Barbara Brändli aber doch den Ruf einer beachtenswerten Fotografin verschaffen können, was ihr weitere Aufträge einbrachte. Unter anderem ging sie auch den Spuren des einstigen Handwerks<sup>7</sup> nach, sei es das der indigenen Bevölkerung oder der eingewanderten Spanier. Während ihrer Recherchen kam sie auch ins Andengebiet im Nordwesten von Venezuela. Sie liess die feucht-heisse Ebene im Einzugsgebiet des Orinoko hinter sich, gelangte in höhere Regionen und staunte, dass hier auf über 3000 Meter über Meer noch Landwirtschaft anzutreffen war, die ihr vertraut vorkam: Weizenfelder zogen sich an den Steilhängen der Kordilleren hoch, Kühe und Pferde weideten auf den alpähnlichen Páramos (Hochebenen) und die aus gestampfter Erde errichteten Patiohäuser trugen Ziegeldächer. Und dann entdeckte sie inmitten der Äcker runde

---

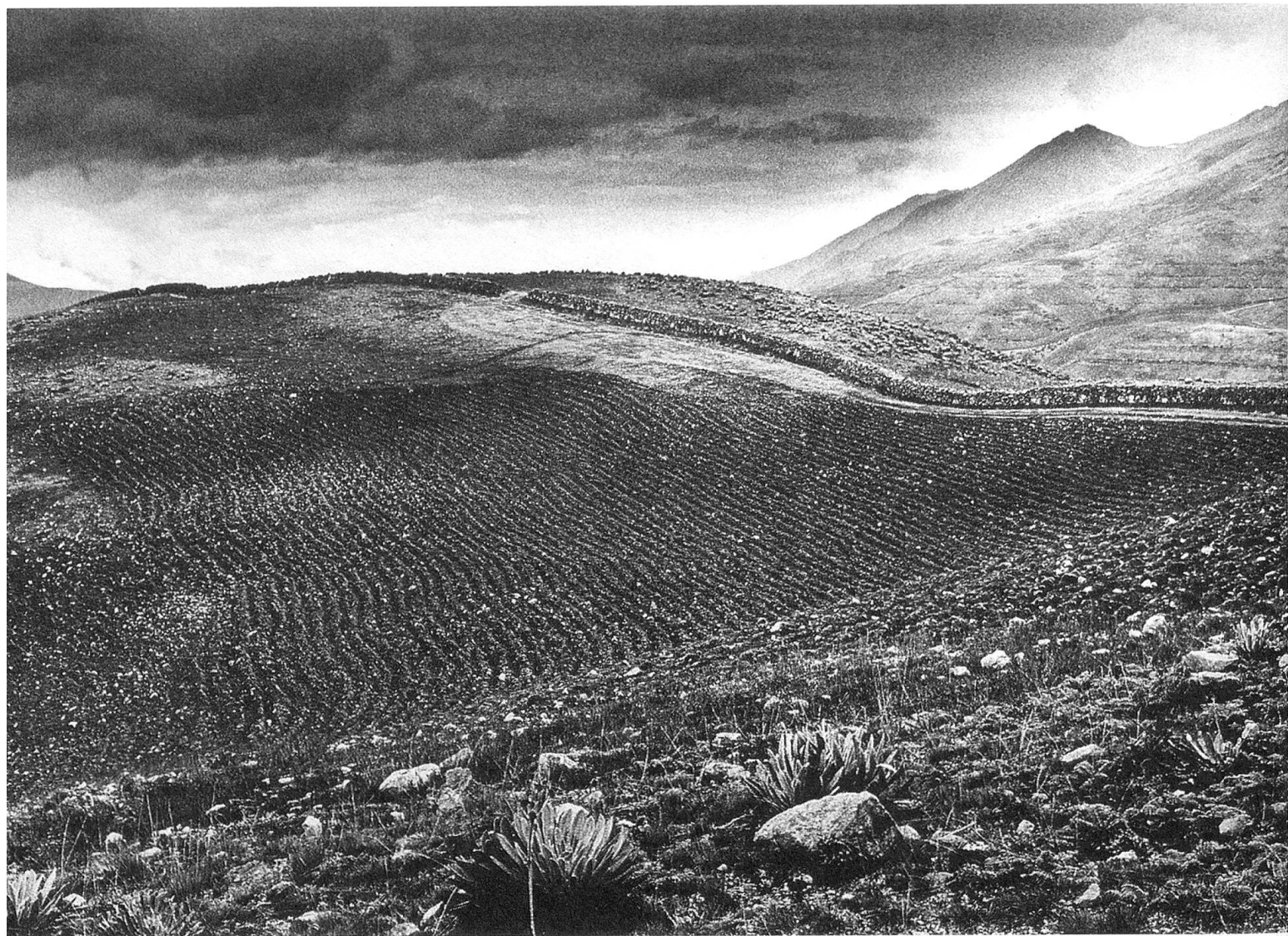
<sup>6</sup> «Los Hijos de la Luna» (die Kinder des Mondes), Monografie über die Sanemá, Mitautoren Daniel de Barandiaran, Aushi Walalam, Erstauflage Congreso de la República, Caracas 1974, Zweitaufgabe: Editorial Arte, Caracas 1983.

<sup>7</sup> «Así, con las manos», Fundación Neumann, Caracas 1979.





Bodega (Dorfladen) in San Rafael (Estado Mérida), 1978.



Frisch gepflügte Feld bei Apartaderos 1978.





Verkauf von Zwiebeln, El Pantano, 1978.

Plätze, mit Steinmauern eingefasst. Sie kam mit der Bergbevölkerung ins Gespräch, die sich wunderte, dass sich eine Europäerin für ihre Landwirtschaft interessierte. Nach und nach erfuhr sie, dass die vom 16. Jahrhundert an hier eingewanderten Spanier die Bodenbewirtschaftung aus ihrer Heimat auch hier praktizierten, da die Erde fruchtbar ist. Bei Bewässerung ist sogar eine mehrmalige Ernte pro Jahr möglich. Der Anbau von Getreide aber ist primitiv geblieben: sehr viel Handarbeit wird noch geleistet. An den steilen Stellen bricht man die Erde mithilfe eines Ochsenpaares auf, das einen Holzpflug zieht. Und man glaubt es kaum, aber geerntet wird auch heute noch mit Sicheln. Die bei den Weizenfeldern liegenden Aussparungen stellten sich als Dreschplätze heraus: die getrockneten Garben wurden darauf verteilt und dann jagte man ein paar Stunden lang die kleinwüchsigen Pferde darüber, die mit ihren Hufen die Körner herausschlugen. Diesen Teil der Erntearbeit besorgen aber heute motorbetriebene Dreschmaschinen. Das war ein Hinweis für Barbara Brändli, das auch hier der technologische Fortschritt diese urtümliche Bewirtschaftung verdrängen wird. Und so fing sie Ende der 70er-Jahre an, auch hier eine Lebensweise zu dokumentieren, die ebenfalls am Verschwinden ist. Aber noch etwas anderes gab für sie den Ausschlag, sich über zwanzig Jahre so intensiv mit Land und Leuten zu beschäftigen. Sie hatte das Gefühl, einen Teil ihrer Kindheit hier wieder zu entdecken.

### **Stark verbunden mit Basadingen**



Mühle am Geisslibach.

Barbara Brändli ist in den 1930er und 40er Jahren im stark ländlich geprägten Bezirk Diessenhofen aufgewachsen, zwischen Rhein und Kohlfist, wo sich in der weiten Ebene Getreidefelder ausbreiteten und Gemüse angepflanzt wurde. Das Dorf mit seinen Bauernhäusern, die aus dem Spätmittelalter stammende Mühle am Geisslibach, die Handwerker in ihren einfachen Buden, die noch eine offene Tür hatten, all das habe sie intensiv aufgenommen und ihr den Blick geöffnet für das elementare Leben auch in Venezuela. Diese Bilder eines einfachen Lebens begleiteten sie überall hin, über Paris nach Caracas – und jetzt in den Anden war es, als ob sie ein Stück Heimat wiedergefunden hätte. Obwohl sie hauptsächlich in der Millionenstadt Caracas lebt, fühlt sie sich wohler im Andengebiet, wo sie einen grossen Garten hat und bis heute den spärlichen Spuren nachgeht, die eine sehr ursprüngliche Landwirtschaft, aber auch die korkolumbische Kultur hinterlassen hat.

Bei einem ihrer seltenen Heimaturlaube hatte sie in Basadingen die erwähnte Mühle in einem desolaten Zustand angetroffen. Sie versuchte, zwischen 1980 und 1981 die Denkmalpflege darauf aufmerksam zu machen, ob dieses alte Haus nicht wieder instand zu stellen wäre. Enttäuscht darüber, dass hier die thurgauischen Behörden machtlos blieben (das Haus ist abgerissen worden), bewahrt sie wenigstens ein paar Fotografien der alten Mühle bei sich auf. Das hat sie wohl veranlasst, zurzeit ein Inventar aller im Tal des Rio Chama erbauten Mühlen zu erstellen, denen ein ähnliches Schicksal droht, wie derjenigen in Basadingen, zum Teil sind diese schon zerstört, baufällig oder ausser Funktion. Einige aber sind noch in Betrieb, sie weisen interessante Details auf, die von einer ausgeklügelten, aber angepassten Technologie zeugen. Es gibt auch viele Geschichten um das Getreide, die Mühlsteine, die damit verbundenen Bräuche, von denen nur noch ein paar alte Menschen wissen. Es ist höchste Zeit, dass diese festgehalten werden. Und wieder hat Barbara Brändli die Dringlichkeit erkannt, die nötig ist, Zeugnis abzulegen von einer Kultur, die von einer anderen abgelöst wird. Was die Europäer in den fünf Jahrhunderten hinterlassen haben, das ist gerade noch fassbar. Wie aber die Menschen hier vorher gelebt und was sie geglaubt hatten, davon gibt es noch weniger Spuren, denn ihre Sprache ist verschwunden. Nur in Mythen und Sagen, welche die Alten noch kennen, taucht vergessen Geglaubtes wieder auf. Ihre eigene Erdverbundenheit und Liebe für alles Kreatürliche erleichtert Barbara Brändli den Zugang zu der Bergbevölkerung, die ihr darum auch erlaubt, ihre «brega diaria» zu fotografieren.

In all den Jahren sind einige Erzählungen zusammen gekommen, die Barbara Brändli nun zusammen mit ihren Bildern aus den Anden in Buchform herausgeben möchte<sup>8</sup>. Das scheint im Moment aber in weite Ferne gerückt zu sein, denn die wirtschaftliche Lage Venezuelas ist seit zwei Jahren so schlecht, dass selbst Banken und Grossfirmen jetzt kein Kultursponsoring mehr betreiben.

### **Anderer Blick aufs Fremde**

Barbara Brändli hat beharrlich ihre fotografische Arbeit und Dokumentation über den Alltag verschiedener Menschengruppen während vierzig Jahren fortgeführt und auch jetzt noch hat sie Projekte vor, die ihren

---

<sup>8</sup> Sie werden von Ingrid Jacobsen ins Deutsche übersetzt.



Barbara Brändli bei Piñango.

ganzen Einsatz verlangen. Obwohl man heute in Venezuela über Autobahnen schneller grosse Distanzen hinter sich bringt, sind abgelegene Regionen immer noch schwierig zu erreichen, ein durchgehendes Kommunikationsnetz ist erst im Aufbau. Sie macht allen Widrigkeiten zum Trotz weiter mit ihrer Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat. Sie hat damit auch anderen in ihrer zweiten Heimat vor Augen geführt, welchen Reichtum an Kulturgut dieses Land aufweist, es zeigt den Durchhaltewillen und die Kreativität der dortigen Menschen und bildet ein Gegenstück zu den negativen Schlagzeilen über Korruption und Misswirtschaft. Das sagt aber Barbara Brändli deutlich: die Kraft, um ihrer Suche nach Ursprünglichem nachzugehen, schöpfe sie immer noch aus den Erlebnissen ihrer Kindertage in Basadingen, aus dem bäuerlichen Umfeld von damals. Und das macht ihre Fotografien auch für uns wertvoll: wir spüren, dass das Fremde auch vertraute Züge haben kann und dass alle Menschen mehr Gemeinsames miteinander haben als das, was sie trennt.

#### **Bildnachweise**

Seite 62: Ata Kando

Seite 74: Barbara Fatzer

übrige: Barbara Brändli